

Weg geht. Nur auf einige Beiträge sei eigens hingewiesen, da sie Gesichtspunkte ins ökumenische Gespräch einbringen, die oft nicht genügend bedacht werden. So stellt *Karl-Ernst Apfelbacher* die Frage, ob nicht die Ansätze der Reformationszeit zu einer „dritten Konfession“ mit ihrer verzweigten Wirkungsgeschichte bei den gegenwärtigen Bemühungen um die Einheit der Christen stärker berücksichtigt werden müßten. Der evangelische Systematiker *Joachim Track* leistet einen wertvollen Beitrag zur Verständigung über die evangelisch-katholischen Grunddifferenzen, indem er die Aporien der reformatorischen Rechtfertigungslehre aufdeckt und ihre bleibende Grundintention neu mit der menschlichen Erfahrung und Lebensgestaltung zu vermitteln versucht. Schließlich ist der Beitrag von *Jürgen Werbick* zu nennen: Seine Überlegungen zum Verhältnis von Eindeutigkeit und Beziehungsreichtum religiöser Sprache machen auf einen Sachverhalt aufmerksam, der noch längst nicht in seiner Bedeutung voll erkannt wird, daß nämlich Eindeutigkeit im Glauben nie einfach als solche festzumachen ist, sondern jeweils in einem Beziehungsgefüge steht. Jeder, der in irgendeiner Weise mit der ökumenischen Arbeit zu tun hat, wird in diesem Band nachdenkenswert Anregungen und Perspektiven finden. U. R.

ROBERT SPAEMANN, *Moralische Grundbegriffe*. Verlag C. H. Beck, München 1982. 109 S. 14,80 DM.

Um eine Darstellung von Grundbegriffen handelt es sich, obwohl der Autor jedem der acht Kapitel ein entsprechendes Stichwort voranstellt – philosophische Ethik, Erziehung, Bildung, Ge-

rechtigkeit, Gesinnung und Verantwortung, der einzelne, das Unbedingte, Gelassenheit –, insofern nicht, als weder begriffssystematische noch begriffsgeschichtliche Analysen geboten werden. Wie Spaemann in der Einleitung selbst feststellt, bewegt sich seine Argumentation vielmehr „auf einer mittleren Ebene der Abstraktion“ (S. 8), auf der Grundlegungsfragen und kasuistische Anwendungen auf ethische Einzelfragen gleichsam im Vorübergehen zu einer punktuellen Analyse ethischer Handlungsstrukturen verbunden werden. Charakteristisch für die Gedankenführung Spaemanns ist seine sophistisch-sokratische Argumentationsmethode, durch die er einzelne Strömungen oder Richtungen – auf unaufdringliche Weise zeitbezogen – aufspießt und (man vergleiche dazu das Stichwort „Hedonismus“ S. 24 ff.) auf ihren berechtigten und zugleich widerlegbaren Kern bringt. Dabei ist er nicht nur bei der Analyse einzelner Begriffe und Handlungsstrukturen von bestechender Präzision, sondern versteht das Moralische, ohne den Leser überfordernde Argumentationsketten in die Gesamtwirklichkeit menschlichen Handelns einzuordnen: „Der moralische Gesichtspunkt ist ... nicht ein zusätzlicher Gesichtspunkt, der zu den vielen Sachgesichtspunkten, die uns beim Handeln leiten, hinzuträte. Er ist nichts anderes als die richtige, die wirklichkeitsgemäße Ordnung der Sachgesichtspunkte“ (S. 89). Das Provisorische – es handelt sich um die gedanklich unveränderte Niederschrift von Rundfunkbeiträgen – merkt man sowohl dem gedanklichen Duktus wie der sprachlichen Formulierung an. Aber gerade in der dadurch möglichen größeren Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit liegt „pädagogischer“ Gewinn – eine anregende Lektüre für Laien wie für philosophisch Initiierte. D. S.

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

SOBRINO, JON. *Der Glaube an den Sohn Gottes aus der Sicht eines gekreuzigten Volkes*. In: *Concilium* Jhg. 18 Heft 3 (März 1982) S. 171–176.

Im Rahmen eines Concilium-Heftes, das dem Bekenntnis zu Jesus als dem Sohn Gottes gewidmet ist, stellt der Befreiungstheologe Sobrino die Bedeutung des Glaubens an den Sohn Gottes „vom Standpunkt der Unterdrückten aus“ dar. Unterdrückung, so der Ausgangspunkt, sei de facto in Situationen der Dritten Welt der geeignetste Ort und auch derjenige, der in der Schrift immer wieder auftauche, um die Erlösungsbotschaft zu erfassen. Aus der Situation der Unterdrückung glaube man an den Sohn Gottes in erster Linie wegen der Ähnlichkeit zwischen einem gekreuzigten Volk und dem Sohn Gottes als dem leidenden Gottesknecht: „Dieses Volk sind die armen Mehrheiten, die durch die Unterdrückung der strukturellen Ungerechtigkeit einen langsamen Tod oder durch die Unterdrückung durch die institutionalisierte Gewalt einen schnellen Tod sterben.“ Aus der Ähnlichkeit entwickle sich die Nachfolge als praktische, aber reale Art und Weise, aus der Unterdrückung an den Sohn Gottes zu glauben. Dadurch lerne das unterdrückte Volk Jesus „inwendig“ kennen, nicht mehr bloß als den nahen Bruder.

WIEDENHOFER, SIEGFRIED. „Ersünde“ – eine universale Erbschuld? In: *Theologische Quartalschrift* Jhg. 162 Heft 1 (1982) S. 30–44.

In Absetzung von der Schuldogmatik wie von den bisherigen Neuansätzen versucht Wiedenhofer eine Antwort auf die Grundfrage der jüngeren katholischen Erbsündendiskussion: „Wie sind die beiden Elemente des Erbsündenbegriffs: das Vererbte, das Vorgegebensein, das Überkommen sein der Sünde einerseits und die Sündhaftigkeit bzw. Schuldhaftigkeit des Vererbten, Überkommenen andererseits ... aufeinander zu beziehen?“ Im Anschluß an Ricœur formuliert er zwei Thesen: Das kirchliche Erbsündendogma sei sinnvoll und notwendig, weil und soweit es als Metadogma zu verstehen sei. Metadogma meint: Das Erbsündendogma macht eine Aussage über zwei andere dogmatische Aussagen, daß Sünde einerseits aus individueller Freiheit stammt, andererseits dem Bewußtsein und Willen des einzelnen immer schon vorausliegt. Die zweite These: Der theologische Erbsündenbegriff könne nur in syntaktischer oder pragmatischer Funktion, nicht aber mit semantischer Funktion sinnvoll verwendet werden. Der Erbsündenbegriff werde sinnlos, wenn nach seiner Bedeutung gesucht werde: „Der theologische Erbsündenbegriff ‚bedeutet‘ zwar nichts und ist deshalb semantisch ‚sinnlos‘, aber deswegen ist er in der Theologie noch nicht

schlechthin sinnlos.“ Würde die Polyfunktionalität der Sprache in der Dogmatik ernst genommen, so die Schlußfolgerung Wiedenhofers, käme man wahrscheinlich auch mit anderen Schwierigkeiten besser zurecht.

Kultur und Gesellschaft

VON DER LIETH, ELISABETH. *Tendenzwende in der Pädagogik?* In: *Stimmen der Zeit*, Jhg. 107 Heft 4 (April 1982) S. 233–244.

Wenn die oft beschworene „Tendenzwende in der Pädagogik“ mehr sein will als Selbstbestätigung oder Irreführung, müssen Tatsachen für diese Behauptung sprechen. Elisabeth von der Lieth weitet die ideologisch fixierte Sicht, bringt den Einfluß amerikanischer Forschungsmethoden und der Psychoanalyse in den Blick und kommt zu dem Schluß, daß bei den Bildungsreformen der 70er Jahre nur von einer Kurskorrektur die Rede sein kann. Zwar gäbe es „Signale einer Tendenzwende“ so z.B. die Herauslösung des Begabungsbegriffs aus seiner starren Fixierung an die Erbanlage und die Problematisierung eines unreflektierten Autoritätsbegriffs. Wer angesichts der nahezu unvermeidlichen negativen Nebenwirkungen z.B. der Oberstufenreform aber den Schluß ziehe, daß die gesamte Bildungs-